

## Latènezeitliche Grab- und Wohngrubenfunde von der Aue bei Mühlhausen i. Th.

Hierzu Tafel VIII und IX.

Von Sellmann.

Die Stadt Mühlhausen i. Th. liegt im Mittelpunkte eines Talkessels, der im Westen und Südwesten vom Hainich, im Nordwesten vom Eichsfeld, im Norden vom Dün und im Osten von den Heilinger Höhen begrenzt wird, und zwar auf dem Rücken, an der Spitze und zu beiden Seiten einer vom Hainich nach Osten ziehenden und am weitesten in den Talkessel sich vorschiebenden Bergzunge, die im Norden von der Unstrut, und deren südliche Abdachung von dem Popperöder Bache bespült wird.

Alluvialer Kalktuff (Travertin) füllt die breite Unstrutebene und die Talsohle des Popperöder Baches; er bildet den Untergrund der Vorstädte und der Unterstadt, während die höher gelegene Oberstadt, auf Keuper und Diluvialkalk ruhend, ziemlich scharf markiert aus der ebenen Tuffkalkfläche heraustritt. Der Popperöder Bach erhält seinen Hauptzufluß aus drei Erdfällen, die sich in der unmittelbaren Nähe von Popperode,  $1\frac{1}{2}$  km westlich von der Stadt, auf einem recht geringen Raume zusammendrängen und täglich die ansehnliche Wassermenge von rund 10000 cbm nach oben werfen. Die bekannteste Quelle ist die Popperöder Quelle, „die schönste Quelle Thüringens“, an welcher alljährlich die weit und breit bekannten Brunnenfeste gefeiert werden. Der Popperöder Bach durchfließt in der Richtung von Westen nach Osten die Nikolaivorstadt und dann die innere Stadt; er wird hier Schwemmnote genannt, trennt die Neu- oder Oberstadt von der Alt- oder Unterstadt, versorgt die gewerblichen Anlagen und Mühlen mit Wasserkraft und vereinigt sich im Osten der Stadt mit der Unstrut. Der Bach ist für die Stadt von der größten Wichtigkeit; sie verdankt ihrem großen, in viele einzelne Adern verteilten Wasserreichtum, wie er besonders für die mittelalterlichen Gewerbebetriebe nötig war, den Aufschwung und die gedeihliche Entwicklung ihres Handels und Gewerbes.

Die im Westen der Stadt liegende Talmulde des Popperöder Baches wird die Aue genannt; sie liefert den geschätzten Kalktuff und Kalksand, der hier in Steinbrüchen und Sandgruben gewonnen wird und als Baumaterial die weitgehendste Verwertung findet.

Die Aue war infolge ihres Wasserreichtums, ihrer Fruchtbarkeit und klimatisch vorteilhaften Tieflage während der frühgeschichtlichen Zeit dicht besiedelt. Zahlreiche Altertümer, die im Laufe der letzten Jahrzehnte gelegentlich der Sandausschachtung von mir gefunden oder von den Arbeitern mir überreicht wurden, legen Zeugnis davon ab. Hier fand der frühgeschichtliche Mensch alles, was er zu seinem Leben gebrauchte. Der in unmittelbarer Nähe vorüberfließende Bach lieferte den Ansiedlern Fische im Überfluß, die ergiebigen Quellen der näheren Umgebung spendeten ihm das unentbehrliche Wasser. Der Wald, der früher dichter als jetzt die Höhen bedeckte und fast bis an die Siedelung heranreichte, bot mannigfaltige Früchte und hegte schmackhaftes Wild. Die Travertinschichten der Talsohle lieferten Steinplatten zu Herdunterlagen etc. Der fruchtbare Lehmboden der Hänge und der lose Alluvialboden der Niederung ermöglichten erfolgreichen Ackerbau.

Die neuesten Grab- und Wohngrubenfunde der Aue liefern wichtige Beiträge zur Vorgeschichte der hiesigen Gegend, zur Vorgeschichte Thüringens, so daß eine eingehende Besprechung derselben in der Jahresschrift von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Vor einigen Jahren fand der in der Knauftschen Sandgrube auf der Aue (s. Situation Tafel VIII) beschäftigte Arbeiter beim Abräumen des Sandes ein Tongefäß, das von der Steinhacke getroffen und zertümmert wurde. Der Arbeiter las die Bruchstücke zusammen, legte sie in seiner Bude nieder, benachrichtigte mich und erzählte mir, daß das Gefäß mit Asche und verbrannten Knochen gefüllt gewesen sei, auch zeigte er mir die Fundstelle. Schon bei oberflächlicher Besichtigung wurde mir klar, daß ein großes, zahlreiche Urnen einschließendes Brandgrab angeschnitten worden war. Die senkrecht abgestochene Wand der Sandgrube ließ an ihrer verschiedenen Färbung die drei Abmessungen des Grabes gut erkennen. Die Tiefe betrug 1,10 m, die Breite 1,50 m und die Länge 2 m.

An eine sofortige Aufdeckung des Grabes war nicht zu denken, und ich war infolgedessen gezwungen, die Sandgrube täglich aufzusuchen, um den Fortgang der Erdarbeiten zu überwachen, und vorkommenden Falls eingreifen zu können. Im Laufe der nächsten drei Wochen wurden im ganzen 7 Tongefäße dem Schoße der Erde entnommen und von mir geborgen. Sie standen ohne Ausnahme auf

der Grabsohle und enthielten mit Ausnahme von einem Gefäß, das als Beigefäß gedeutet werden muß, Leichenbrand, der, wie die Bruchflächen ziemlich deutlich erkennen ließen, noch besonders zerkleinert worden war, um in das Gefäß gefüllt werden zu können. Auch die Bruchstücke von anderen Tongefäßen, die, wie wohl angenommen werden darf, beim Totenmahl gebraucht und dann zertrümmert worden waren, konnten im Grabe nachgewiesen werden. Von einer Steinsetzung war nichts zu bemerken. Die Gefäße hatten keine Deckel. Von einer Brandstelle, die man als ustrina hätte deuten können, war in der Umgebung des Grabes nichts zu sehen.

Von den Gefäßen sind vier (Tafel VIII, Fig. 1—4) äußerst sorgfältig, dünn und glatt aus feingeschlemmtem Ton gearbeitet. Ihre Form ist geschmackvoll und leicht, ihre Verzierung einfach, praktisch und zugleich künstlerisch. Die Drehriefen im Innern beweisen, daß sie auf der Drehscheibe gefertigt worden sind. Eigentümlich ist ihnen ferner eine glänzende, tiefschwarze Färbung. Der Rand ist scharf profiliert, verdickt und nach außen gebogen. Um den Hals ziehen sich fein gearbeitete Riefen und schwach angedeutete Ringwülste. Die Gefäße zeugen von einer hochentwickelten Töpferkunst, sie machen den Eindruck, als ob sie nach dem ersten Trocknen, wie die römischen Gefäße, nochmals nachgedreht oder wenigstens geglättet worden wären <sup>1)</sup>. Ob diese edlen Gefäße in der hiesigen Gegend hergestellt oder vom Rhein oder aus Süddeutschland eingeführt wurden, wage ich nicht zu entscheiden.

Die erste Urne (Tafel VIII, Fig. 2) weist folgende Maße auf: die Höhe 15 cm, der Durchmesser der Mündung  $10\frac{1}{2}$ , der Durchmesser des Bodens 8, der größte Durchmesser 16 cm. Der Boden ist in der Mitte ein klein wenig nach innen gewölbt.

Die Höhe der zweiten Urne (Tafel VIII, Fig. 3) beträgt 16 cm, der Durchmesser der Mündung 12, der des Bauches 17 und der des Bodens 8 cm. Auf der Standfläche bemerkt man 2 durch Glättung hergestellte, sich schiefwinkelig schneidende Linien, die sich glänzend von dem matten Grunde abheben.

Das dritte Gefäß (Tafel VIII, Fig. 4) zeigt die Form einer Schale. Der obere Durchmesser beträgt 24, der des Bodens  $7\frac{3}{4}$ , die Höhe 10 cm.

Die vierte Urne (Tafel VIII, 1<sup>a</sup> und 1<sup>b</sup>) wurde zuerst gefunden und leider vom Arbeiter, wie schon erwähnt, beim Loshacken des Sandes

<sup>1)</sup> Anm. d. Red.: Dieselbe Art Spät-Latène-Gefäße kommen in Thüringen noch öfter vor.

mit der Steinhacke zertrümmert; sie ist gut gebrannt und macht den Eindruck, wie wenn sie vor nicht langer Zeit verfertigt worden wäre. Die Bruchflächen waren ohne Ausnahme frisch. Daß auch dieses Gefäß auf der Drehscheibe hergestellt ist, beweisen die zahlreichen Drehriefen auf der Innenseite der Gefäßwand. Es ist reich ornamentiert. Die Außenseite gliedert sich in 5 horizontale Zonen von verschiedener Breite, die zum Teil durch breitangelegte Riefen voneinander getrennt sind. Die obere Zone umfaßt den Rand und Hals des Gefäßes, sie ist sauber geglättet und glänzend schwarz bemalt. Die zweite Zone bedeckt die Schulter des Gefäßkörpers, zeigt eine mattere Färbung und wird belebt durch ein geschmackvolles, nicht korrekt durchgeführtes Verzierungssystem, das aus geglätteten und schwarz bemalten Linien von  $2\frac{1}{2}$  mm Breite besteht. Die dritte Zone bedeckt den Umbruch des Gefäßes und zeigt die gleiche Beschaffenheit wie die erste. Die vierte ist am breitesten und am reichsten verziert. Zwischen 4 Vertikallinien mit einem Abstände von  $2\frac{1}{2}$  cm und einer Länge von 8 cm befinden sich 3 wellenförmige Bänder, welche wie die einrahmenden Linien von oben nach unten ziehen. Es folgen dann fünf miteinander verbundene, nach oben offene, kleine Halbkreisbogen, welche die obere Grenzlinie des Zonengürtels berühren und von einem größeren, ebenfalls nach oben offenen Kreisbogen umschlossen werden, der ebenfalls von der oberen Grenzlinie des Zonengürtels ausgeht und bis zur Mitte des Zonengürtels reicht. Direkt unter diesem Motiv befindet sich das gleiche in umgekehrter Stellung. Die fünfte Zone reicht bis zur Fußplatte, ist unverziert und zeigt die schwarzgraue Färbung der inneren Gefäßwandung.

Die Höhe des Gefäßes beträgt 26 cm, der Durchmesser der Öffnung hat 15, der größte des Bauches  $23\frac{3}{4}$ , der des Bodens  $10\frac{1}{2}$  cm.

Die anderen 3 Gefäße (Tafel VIII, Fig. 5, 6, Tafel IX, Fig. 1) sind roh, derb, mit der Hand schlecht geformt, mangelhaft gebrannt und zeigen hell- und dunkelgraue Färbung. Welch ein Gegensatz zwischen der feinen Technik der scheibengedrehten und dieser rohen Technik der handgemachten Gefäße! Wahrscheinlich dienten die rohen Gefäße ärmeren Leuten oder niedrigeren Zwecken, während die besseren Gefäße dem Haushalt Reicher angehörten, und bei festlichen Gelegenheiten oder rituellen Handlungen benutzt wurden.

Der etwas unrunde Napf (Tafel VIII, Fig. 5) hat die Form eines umgestülpten, abgestumpften Kegels, der über der Fußplatte und am Rande etwas eingezogen ist. Der Rand ist schwach verdickt. Die Außenseite zeigt am Rande starke Glättung und darunter

vertikallaufende, mit einem kammartigen Instrumente eingeritzte bis zur Standfläche laufende Linien. Das Gefäß gleicht vollkommen einem von O. Förtsch beschriebenen, auf dem Mühlberge bei Mechau (Kreis Osterburg) gefundenen Gefäße<sup>1)</sup>. Die Maßverhältnisse sind folgende: Höhe 12 cm, Durchmesser der Mündung 18, der Standfläche  $10\frac{1}{2}$  cm. Auf dem Leichenbrande der Urne lag ein eiserner Armring (Tafel IX, Fig. 2), der sich der Form des Ovals nähert und dessen verbreiterte Enden eine Öffnung von 1 cm lassen. Der lichte Durchmesser beträgt  $11 \times 8\frac{1}{2}$  cm, die Stärke  $8\frac{1}{2}$  mm.

Die Urne (Tafel VIII, Fig. 6) erweitert sich von der Fußplatte aus konisch bis zum Umbruch und verzüngt sich in sanfter Krümmung nach der Öffnung zu. Durch Anwurf von Schlick ist das Gefäß künstlich geraucht. Unter dem Rande befindet sich ein geglätteter Streifen von  $6\frac{1}{2}$  cm Breite. Der Rand ist scharfkantig und nach der Öffnung zu abgeschragt. Auch oberhalb des Bodens läuft wagrecht um den Gefäßkörper ein geglätteter äußerst schmaler Streifen. Die Maße stellen sich wie folgt: Höhe 28, Öffnungsdurchmesser 18 cm, größter Durchmesser des Bauches  $23\frac{1}{2}$ , des Bodens  $14\frac{3}{4}$  cm.

Das letzte Gefäß (Tafel IX, Fig. 1) zeigt die Form eines Napfes. Auffallend klein sind seine Maße: Höhe  $2\frac{3}{4}$  cm, Durchmesser der Öffnung 5, des Bodens  $2\frac{1}{2}$  cm. Es diente nur als Beigefäß, In ihm lagen einige durchbohrte Steinperlen.

Im Grabe lagen ferner zahlreiche Bruchstücke von scheibengedrehten Gefäßen, deren Außenseite durch scharfe, parallele Einritzungen verziert war.

Auch der Rest von einer Bronzefibel (Tafel IX, Fig. 4) wurde im Grabe gefunden. Die verstümmelte Fibel lag nicht auf dem Leichenbrande einer Urne, sondern ungefähr 50 cm über den Gefäßen zwischen der Erde. Aus ihrer Lage schließe ich, daß sie nicht mit Absicht an der betreffenden Stelle niedergelegt wurde, sondern durch irgend einen Zufall beim Zuschütten des Grabes mit der Erde dorthin gelangte. Der Nadelschuh ist mit dem Bügelende durch zwei Querstäbe fest verbunden, der Bügel flach nach oben gewölbt und durch Linien verziert, von denen zwei mit den Rändern parallel laufen, während sich die dritte in der Mitte hält. Es ist die bekannte Spät-Latène-Fibel, zuletzt besprochen von Kupka, Jahresschr. IX, 1910, S. 22, abgebildet Tafel I, Fig. 19; auch bei Götze, Höfer, Zschiesche, Altertümer Thüringens, Tafel XVII, 248 und 249.

<sup>1)</sup> Vgl. O. Förtsch, Langobardische Gräber von dem Mühlberge bei Mechau (Kr. Osterburg). Jahresschrift, 3. Bd., Tafel V, Fig. 15.

Die gedrehten Gefäße (Tafel VIII, Fig. 1—4) erinnern lebhaft in bezug auf Form, Technik und Material an die bauchigen Gefäße von Klein-Corbetha<sup>1)</sup>, sowie an eines der Gefäße von Mücheln bei Wettin<sup>2)</sup>, ferner an einige Gefäße von den jüngsten Urnenfriedhöfen bei Schenkenberg (Kr. Delitzsch)<sup>3)</sup>. Auch die Gefäße von dem Urnenfeld auf dem Simmel bei Eischleben<sup>4)</sup>, sowie die Gefäße vom Urnenfriedhof von Großbromstedt<sup>5)</sup> können zum Vergleich herangezogen werden. Sie gehören zu jener schönen, dünnwandigen, glänzenschwarzen Tonware, die meist gedreht ist und am Ende der Latène-Zeit in Thüringen auftritt<sup>6)</sup>. Damit ist die zeitliche Stellung unserer Funde bestimmt.

Ethnologisch sind die Grabgefäße sicher als germanisch anzusprechen, weil sie Leichenbrand enthielten. Höfer erblickt in dem Auftreten der Brandgräberfelder die ersten Anzeichen für die Besitzergreifung Deutschlands durch die Germanen, er meint, daß eine genaue Beobachtung und Vergleichung des archäologischen Nachlasses imstande sei, das allmähliche Vordringen nordisch-germanischer Typen in Deutschland zu konstatieren und daraus auf ein schrittweises Vordringen des Germanentums während der jüngeren Bronzezeit geschlossen werden könne<sup>7)</sup>. Aus Kossinnas Arbeiten wissen wir, daß die Germanen während der Latène-Zeit Thüringen bis zum Kamme des Thüringerwaldes endgültig besetzten. Das auf der Aue vor einigen Jahren aufgedeckte Grab mit seinen sieben Gefäßen ist also ein germanisches Brandgrab aus der Spät-Latène-Zeit und fällt in das letzte Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung.

<sup>1)</sup> Vgl. O. Förtsch, Latènezeitliche Gräber von der „Graslücke“ bei Klein-Corbetha (Kr. Merseburg). Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen, II. Heft 1900, S. 43 ff., Tafel III.

<sup>2)</sup> O. Förtsch, Latènezeitliche Gräber von Scharteuke (Kr. Jerichow II) und von Mücheln bei Wettin. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, 3. Bd., S. 59—62, Tafel VI, Fig. 7 und 9.

<sup>3)</sup> E. Wahle, Vorgeschichtliche Urnenfriedhöfe bei Schenkenberg (Kreis Delitzsch). Jahresschrift, 8. Bd., S. 198—209, Tafel XVIII, Fig. 19—23, 27.

<sup>4)</sup> Florschütz, Das Urnenfeld auf dem Simmel bei Eischleben. Mitteilungen des Vereins für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung. Jahrg. 1903.

<sup>5)</sup> Ph. Kopp, Der Urnenfriedhof von Großbromstedt. Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde. 18. Bd., Heft 2, S. 363—408.

<sup>6)</sup> Vgl. Kossinna, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1907, S. 165.

<sup>7)</sup> Höfer, Archäologische Probleme der Provinz Sachsen. Heft 28 der Neujahrsblätter 1903.

Nach Kossinna sind scheidengedrehte Gefäße in Mitteleuropa bereits in der frühen La-Tène-Zeit in Gebrauch gewesen. Die Drehscheibe war in Ägypten schon um 3000 v. Chr. bekannt, und gedrehte Gefäße finden sich in Troja in den Schichten der zweiten Stadt und in Kreta in der frühesten Bronzeperiode. Die Kenntnis der Drehscheibe und der mit dieser hergestellten Tongefäße wurde durch die Griechen den übrigen Völkern Europas übermittelt. Der Gebrauch der gedrehten Gefäße verbreitete sich in der mittleren Latène-Zeit aus den keltischen Ländern in die von Germanen bewohnten Gebiete<sup>1)</sup>.

Das Stadtgebiet von Mühlhausen i. Th. mit seiner näheren Umgebung war während der Latène-Zeit ziemlich dicht besiedelt. Sowohl auf der Westseite der Stadt, in der Aue, als auch da wo die Unstrut die nördlichen und nordöstlichen Stadtteile berührt, auf dem Wendewehr, im Ölgraben, im Kräuterviertel, auf dem Grundstücke der Genossenschaftsmolkerei, traten Herdgruben zutage, die, nach dem gefundenen Scherbenmaterial zu urteilen, dieser Zeit angehören. Nach meiner Schätzung sind im Laufe der letzten 10 Jahre mindestens 50 Herdgruben, die als Teile einer geschlossenen Siedlung zu betrachten sind, freigelegt. Das gefundene Scherbenmaterial läßt sich in zwei Gruppen zerlegen. Die Scherben der ersten Gruppe sind ziemlich roh, primitiv und grobkörnig, in der Mitte des Gefäßrandes geglättet, während die Scherben, die den unteren Gefäßpartien angehören, eine künstlich gerauhte Außenfläche aufweisen. Die Ornamentierung besteht aus einem System flach oder tief eingeritzter, parallel oder wirr durcheinander laufender Linien. Das gekennzeichnete Verzierungssystem bedeckt den Unterbauch der sehr häufig schalenförmigen, mit der Hand modellierten Gefäße.

Die Scherben der zweiten Gruppe sind sauber geglättet und tief-schwarz, auf der Bruchfläche dagegen gelbbraun gefärbt. Die Form der Gefäße, die auf der Drehscheibe gefertigt worden sind, ist leicht, elegant und ausnahmslos geschmackvoll. Das in den Herdgruben gefundene Scherbenmaterial zeigt uns genau in derselben Weise wie die Grabgefäße den scharfen Gegensatz zwischen der rohen Technik der handgemachten und der feinen Technik der scheidengedrehten Gefäße.

In einer Herdgrube auf der Aue (von 5 qm Fläche und annähernd 2 m Tiefe) fand ich verbrannte Weizenkörner, sie bedeckten Handbreit hoch die Sohle derselben. Das von Tacitus in der „Germania“ Kap. 16 von unseren Vorfahren Gesagte findet durch diesen

<sup>1)</sup> Mannus, Bd. II, Heft 1–3, S. 242 und 243.

Fund seine Bestätigung. Dort heißt es: „Sie (die Germanen) pflegen auch unterirdische Höhlen auszugraben und belegen sie oben darauf mit vielem Mist, als eine Zuflucht für den Winter und einen Versteck für die Feldfrüchte.“ Wahrscheinlich ist in unserem Falle die über der Grube angebrachte, mit Mist beworfene Holzbedachung in Flammen aufgegangen, der Wintervorrat an Körnern verkohlte und wurde uns auf diese Weise erhalten.

Auf der Sohle einer Herdgrube, die vor einigen Jahren in der Mertenschen Sandgrube auf der Aue freigelegt wurde, lagen 2 große Tonballen. Der Ton war fett, plastisch, ziemlich rein und von der Beschaffenheit des heutigen Modelliertons. Wahrscheinlich saß einst in der Herdgrube ein frühgeschichtlicher Töpfer, der durch irgend einen Zufall verhindert worden ist, das in seiner Wohnstätte niedergelegte Material zu verarbeiten.

In der Mitte einer anderen Herdgrube befand sich die aus einer Tuffsteinplatte bestehende Herdstelle. Der annähernd kreisförmige Feuerraum war umgrenzt von hochkant gestellten kleineren Tuffsteinen.

Im vorigen Jahre wurde in der Nähe des vorbeschriebenen Brandgrabes, ungefähr 12 m von ihm entfernt, eine umfangreiche Herdgrube (12 qm Fläche, 0,80—0,90 m Tiefe) angeschnitten und entleert. In ihr wurden viele Stücke Hüttenbewurf von bekannter Form gefunden, so z. B. ein ganz ebenes Stück gebrannten, rötlich-gelben Lehms, welches auf der einen Seite glatt ist, auf der anderen Seite den Abdruck eines groben Geflecht-musters zeigt, ferner zwei durchlochte Webegewichte, größere Bruchstücke von Webegewichten, ein Knochenschlittschuh und zahlreiche Scherben. Ein größerer Scherben (Tafel VIII, Fig. 7) ist das Bruchstück eines Gefäßes, das die Form einer Schale zeigt, schwarz gefärbt, auf der Drehscheibe gefertigt und am Unterteile durch scharfe, peinlich sauber ausgeführte, parallele Einritzungen verziert. Diese Einritzungen werden unterbrochen durch ein geglättetes,  $2\frac{1}{2}$ —3 mm breites Band, das in Form einer Wellenlinie den Gefäßkörper umzieht. Infolge seiner glänzenschwarzen Färbung hebt es sich von den übrigen Teilen der Wandung scharf ab. An einer Stelle greift das wellenförmige Band über die parallelen Einritzungen hinaus und berührt die unverzierten, über den eingeritzten Linien liegenden Teile der Wandung. Wahrscheinlich liegt an dieser Stelle ein Versehen des Töpfers vor<sup>1)</sup>. Aber auch das Innere der Schale

<sup>1)</sup> Anm. d. Red.: Dasselbe Verzierungs-muster findet sich an gedrehten Gefäßen von der „Graslücke“ bei Klein-Corbetha. Mitt. Halle, II, 1900. Taf. III, Fig. 1 u. 4.

zeigt ein aus 3 Bändern bestehendes, geschmackvoll ausgeführtes Verzierungssystem. Die Bänder sind schwarz bemalt, besitzen eine Breite von 3 mm und laufen mit den Drehriefen parallel. Das schalenförmige Gefäß zeigt folgende Maße: Durchmesser des Bodens 8 cm, Höhe 9, Durchmesser der Öffnung ungefähr 22 cm.

Ein anderer Scherben (Tafel IX, Fig. 3a) ist ebenfalls durch scharfe, parallele Einritzungen verziert.

Ein besonderes Interesse verdienen die Scherben von scheibengedrehten aus fein geschlemmtem Ton hergestellten Gefäße, deren Außenseite sorgfältig geglättet und schwarzglänzend ist und durch gleichmäßig gearbeitete, wagerechte Riefen und aufgelegte flache Ringwulste belebt ist (Tafel IX, Fig. 3b). Der abgebildete Scherben zeigt durch Glättung hervorgerufene, schräg gestellte Einstriche, die sich hell vom matten Grunde abheben.

Der Knochenschlittschuh, Tafel IX, Fig 5 (vgl. oben S. 68), ist aus einem Beinknochen des Pferdes, dem zwischen dem Fessel- und Kniegelenk sitzenden Mittelhandknochen der Vorderhand, gefertigt. Seine Länge beträgt 20 cm. Auf der unteren Seite ist der Knochen abgeschliffen und glatt wie eine Klaviertaste. Der untere Gelenkknorren des Knochens zeigt auf der Gelenkfläche eine natürliche Vertiefung und in der Mitte derselben ein künstlich hergestelltes, viereckiges Loch, durch welches der Riemen oder Schnürsenkel gezogen wurde, der den Knochen am Fuße festzuhalten hatte. Der obere Gelenkknorren ist künstlich zugespitzt und zeigt den Rest der Gelenkrolle. Der Verfertiger des Schlittschuhes hat seine Aufgabe mit großem Geschick gelöst. Die Zuspitzung war vielleicht aus praktischen Gründen nützlich, wenn auch nicht notwendig, veranschaulicht aber durch seine Form in treffender Weise die Vorwärtsbewegung. Der Germane der Frühzeit sah bei der Bearbeitung des Knochens wohl darauf, daß sich die Form dem Zwecke unterordnete, er zeigte aber auch volles Verständnis für einfache Schmuckformen, indem er die am oberen Gelenkknorren sitzende Gelenkrolle nicht vollständig beseitigte, sondern den in der Mitte der Rolle sitzenden Grat auf der Fußseite des Schlittschuhes stehen ließ.

Zum Vergleiche mögen zwei Knochenschlittschuhe, die vor Jahren in einer bronzezeitlichen Wohngrube bei Höngeda (Dorf bei Mühlhausen) gefunden wurden, erwähnt und an dieser Stelle veröffentlicht werden (Tafel IX, Fig. 6 und 7). Sie sind beide aus der Speiche des Pferdes gefertigt worden. Ihre untere Seite ist abgeschliffen, wie die Abbildung zeigt, sonst zeigen die Knochen weiter keine Spuren von

Bearbeitung, so daß es auch schwer fällt, genau anzugeben, in welcher Weise sie am Fuße befestigt wurden.

Die Kunst des Eislaufs ist uralte. Wie nur natürlich, ist sie bei den Völkern des Nordens entstanden und gepflegt worden. Schon im Bronzezeitalter hat man, wie Funde in Pfahlbauten beweisen, Schlittschuhe aus Pferdeknöcheln benutzt, die mit Riemen am Fuße angebunden wurden, und diese älteste, primitive Form ist noch heutzutage in entlegenen Gegenden Skandinaviens und in Island in Gebrauch. Selbstverständlich wurde die Kunst des Schlittschuhlaufens nur durch gebieterische Lebensbedürfnisse erzeugt und ausgebildet. In den langen, rauhen Wintern des Nordens, wo die tief verschneiten Wälder und Heiden ungangbar waren, stellten die gefrorenen Wasserläufe oft die einzigen, jedenfalls aber die besten Verkehrswege dar, und so verfiel der Mensch auf dieses sinnreiche Beförderungsmittel, das ihm durch die erstaunliche Steigerung der Geschwindigkeit äußerst wertvoll wurde und ihn auch bei Übersiedlung in unsere Breiten begleitete.

Die Webegewichte bestehen aus gebranntem Ton und sind durchlocht. Das eine hat die Form eines abgestumpften Kegels, das andere die Form einer abgestumpften, vierseitigen Pyramide. Das kegelförmige Webegewicht zeigt auf beiden Seiten der Durchlochung, und zwar am oberen Rande, die Spuren der Abnutzung.

---